

Forum

Einführungen in die Feministische Geschichtswissenschaft und Geschlechtergeschichte

Zur Diskussion gestellt von Caroline Arni, Barbara Asen, Johann Kirchknopf und Helmut Puff

Auf Anregung von Caroline Arni soll im Folgenden den fast gleichzeitig erschienen Bänden „Feministische Geschichtswissenschaft. Eine Einführung“ von Andrea Griesebner und „Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte“ von Claudia Opitz mehr Raum gewidmet werden, um sie zur Diskussion zu stellen. Dazu haben wir einige GeschlechterforscherInnen, deren Hintergrund, Alter und Position im wissenschaftlichen Feld sehr unterschiedlich ist, eingeladen – um so möglichst vielfältige Lesarten der beiden Bücher zu vermitteln.¹

Feministische Wissenschaft oder Geschlechtergeschichte?

Einführungen in die Geschlechtergeschichte haben Konjunktur. Dieses Phänomen verdankt sich nicht nur, aber auch der wachsenden Beliebtheit von Einführungsliteratur bei Verlagen und zeitknappen Bolognastudierenden. Vor diesem Hintergrund hat das Genre Tücken: Nicht unabhängig vom Kontext seiner Nachfrage steht es nolens volens im Dienst des Rufs nach handlicher Aufbereitung von Wissen. Das wäre nicht problematisch, gäbe es nicht den Resonanzraum, der diesen Ruf so laut macht: nämlich ein politisch propagiertes Verständnis von Bildung als „Fitness für die Zukunft“, das die

¹ Andrea Griesebner, *Feministische Geschichtswissenschaft. Eine Einführung*, Wien: Löcker Verlag 2005, 202 S., EUR 15,-, ISBN 3-85409-410-8; Claudia Opitz, *Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte (Historische Einführungen; 10)*, Tübingen: edition diskord 2005, 313 S., EUR 24,-, ISBN 3-89295-762-2.

Schulung des Denkens im Durchgang durch zunächst Unverstandenes und Unhandliches als verzichtbares Tändeln mit Zeit und Geld und als didaktische Zumutung an die Studierenden ausibt. Jenseits der allgemeinen Konjunktur des Genres ist aber das vermehrte Erscheinen von Einführungsliteratur in die Geschlechtergeschichte Anzeichen für die Konsolidierung eines wissenschaftlichen Feldes im Anschluss an Jahrzehnte der Gegenstandskonstituierung, der theoretisch-methodologischen Auseinandersetzungen und der Anerkennungskämpfe. In Einführungen wird kanonisiert, es werden KlassikerInnen gemacht, Gegenstände definiert und Herangehensweisen kodifiziert. Insofern ist Einführungsliteratur im besten Fall Gelegenheit zu reflektierter Traditionsbildung und programmatischen Überlegungen. Diese wahrzunehmen, ja sie zum Angelpunkt einer Einführung zu machen, ist umso dringlicher, je lauter der Ruf nach handlicher Tertiärliteratur ertönt.

Es gehört zu den Vorzügen der Einführung von Andrea Griesebner, dass die Autorin in diesem Sinn auf drei Ebenen dezidiert perspektiviert: Da ist zunächst der Entscheid, in „feministische Geschichtswissenschaft“ einzuführen und zwar vor dem Hintergrund der im ersten Kapitel („Der Sehepunkt“) dargelegten Überlegungen zur Standortgebundenheit jeder geschichtswissenschaftlichen Anstrengung. Damit macht Griesebner – wohlthuend antizyklisch – eine explizit politische Positionierung der Geschlechtergeschichte stark, die in den letzten Jahren auch aus strategischen Gründen in den Hintergrund gerückt wurde, ohne die sich aber die Genese des Feldes nicht verstehen lässt. Zweitens legt die Autorin einen Schwerpunkt auf Österreich und besonders Wien, was es ihr erlaubt, Entwicklungen präzise auf institutionelle und politische Kontexte zu beziehen. Die Grundlage dafür wird im zweiten Kapitel („Formationsprozess der ‚modernen‘ Wissenschaften“) gelegt, das sich der Professionalisierung der Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert, der Thematisierung von Weiblichkeit und Intellektualität um 1900 sowie den Ausschlüssen von Frauen aus Universitäten und Wissenschaft widmet. Drittens konzentriert sich Andrea Griesebner auf die poststrukturalistische Wendung des feministisch-geschichtswissenschaftlichen Projektes. Im vierten Kapitel („Konstruktion und Dekonstruktion von Gender“) behandelt sie entsprechende Ansätze sozial- und kulturwissenschaftlicher Provenienz. Dieser Schwerpunkt ist gleichermaßen Ausgangs- wie Fluchtpunkt der Einführung, will die Autorin doch „einer heutigen Generation von Studierenden, die nach dem poststrukturalistischen Paradigmenwechsel zu studieren begann, einen Einblick in die theoretischen und methodologischen Debatten ... geben, die im Feld der Frauen- und Geschlechtergeschichte seit den 1970er Jahren geführt wurden und werden“ (9). Im dritten Kapitel („Kritik an den ‚modernen‘ Wissenschaften“) fließen diese Perspektiven zu einer Geschichte feministischer Geschichtswissenschaft im Kontext der Frauenbewegung einerseits sowie zeitgleicher Konjunkturen der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und der Alltagsgeschichte/Historischen Anthropologie/Mikrogeschichte andererseits zusammen.

Damit ist konzeptuell eine griffige Einführung entworfen – der Teufel aber steckt in der Ausführung, trifft doch die Autorin gelegentlich und an zentralen Stellen nicht

unmittelbar einleuchtende Entscheidungen. So wird etwa die unverkennbar Bourdieusche Konzeption von „Macht als Zugang zu und Kontrolle über ökonomische, soziale und kulturelle Ressourcen“ in einer abenteuerlichen Katalogisierung zu einer von zehn Lektionen „poststrukturalistischer TheoretikerInnen“ (157). Hingegen bleibt Michel Foucaults Mikrophysik der Macht mit ihrer offensichtlicheren Wahlverwandtschaft zum Poststrukturalismus hier unerwähnt. Gelegentlich gar selektiv ist die Darstellung auch andernorts, so sind etwa in der Erläuterung der theoriegeschichtlichen Kontexte die für die 1970er und frühen 80er Jahre bedeutenden marxistischen Ansätze wenig präsent. In den Ausführungen zu Geschlecht als „mehrfach relationaler Kategorie“ fehlen Verweise auf klassische Beiträge zum Verhältnis von Geschlecht und Klasse. Und für das Feld so grundlegende Diskussionen wie diejenige über Revisionen epochaler Periodisierungen bleiben unangegprochen. Umgekehrt brechen sich wenig nachvollziehbare Schwerpunktsetzungen Bahn, etwa im Kapitel zum „Fall John/Joan“, der wohl für dekonstruktive und konstruktivistische Theorien zur Zweigeschlechtlichkeit relevant ist, in einer knapp gehaltenen Einführung in die feministische Geschichtswissenschaft aber unangemessenes Gewicht erhält.

Nun mag die hohe Selektivität den gewählten thematischen Achsen „feministische Geschichtswissenschaft“, „Österreich/Wien“ und „Poststrukturalismus“ geschuldet sein. Zunächst zeigt sich hier aber die Problematik eines eng geführten Programms, das gleichzeitig mit dem umfassenden Anspruch auftritt, „Einblick in wichtige Fragestellungen und Konzepte der feministischen Geschichtswissenschaft der letzten vier Jahrzehnte“ (Klappentext) zu geben. Gemessen an diesem Anspruch kommen zum einen die Verästelungen der feministischen Theoriebildung zu kurz, während zum andern zu wenig konkret gezeigt wird, inwiefern feministisch-poststrukturalistische Theorie das heuristische Erschließen und Formulieren spezifisch historiographischer Problemstellungen neu orientiert hat (abgesehen von Ausnahmen wie etwa der präzisen und angenehm unaufgeregten Rekonstruktion der Debatte um den Erfahrungsbegriff) – beides wird vom Schwerpunkt „Poststrukturalismus“ sozusagen ausgehebelt. Umgekehrt kommen wichtige Debatten um und innerhalb des poststrukturalistischen Projektes nicht ausreichend zur Sprache – ihrerseits ausgestochen vom Schwerpunkt „feministische Geschichtswissenschaft“. Ob sich darin spezifisch österreichische Rezeptionsverhältnisse spiegeln, wird nicht ersichtlich, ist aber schon deshalb nicht zu vermuten, weil dieser Fokus beim Herzstück der Einführung, nämlich der poststrukturalistischen Wende der feministischen Geschichtswissenschaft, fast ganz ad acta gelegt wird. Das ist insofern angemessen, als sich Theoriegeschichte kaum aus einem lokalen Kontext allein begreifen lässt. Es wäre aber zu erwarten gewesen, dass auch hinsichtlich der epistemologischen Debatten ein Blick auf den spezifisch österreichischen Kontext geworfen wird.

Auch Claudia Opitz setzt Akzente (auf methodologische Debatten sowie auf die um Seitenblicke in den französischen, britischen, italienischen und US-amerikanischen Raum ergänzte deutschsprachige Diskussion), legt ihre Einführung aber von Anfang an breiter an. Sie begegnet der damit verbundenen Notwendigkeit der Auswahl mit einem Konzept, das historisierende und systematisierende Reflexionen zusammenbringt.

In einem ersten Teil wird das Feld chronologisch erschlossen: von der Entstehung der Frauengeschichte aus der Frauenbewegung über Prozesse der Ausdifferenzierung und Akademisierung bis zur Transformation der Frauen- zur Geschlechtergeschichte inklusive Männergeschichte. Im zweiten Teil stellt die Autorin eine Auslegeordnung von Problemstellungen vor („weiblich – männlich?“, „Geschlecht und Klasse“, „Öffentlich vs. Privat?“, „Macht-Widerstand-Politik“, „Das Geschlecht der Geschichte“). Im dritten und letzten Teil präsentiert sie eine schöne Auswahl von Quellen, wobei besonders das gewählte Thema besticht: Es handelt sich um Texte von Plutarch bis Sombart, welche die historische Bedeutung von Frauen zum Gegenstand haben. Dieses Konzept ist anspruchsvoll, und seine Umsetzung gelingt. Die verschiedenen Stränge sind im Detail ausgesprochen kenntnisreich ausgelegt und thematisch wie konzeptuell vielfältig verflochten, was zwar gelegentliche Wiederholungen unvermeidlich macht, aber den Vorteil hat, dass die einzelnen Teile und Kapitel für sich stehen können.

Wie die Fokussierung auf einen theoretischen Strang zur ideellen Einheit von Andrea Griesebners Buch beiträgt, so ist umgekehrt die um Breite bemühte Darstellung von Claudia Opitz äußerst ertragreich, indem sie entscheidende Auseinandersetzungen von verschiedenen Seiten ausleuchtet und auf ihre theoretischen und methodologischen Einsätze hin rekonstruiert. Einzig bei der wiederholt aufgegriffenen Diskussion um „Erfahrung“ und „Diskurs“ respektive um Begründungen von „Identität“ und „Subjektivität“ verfängt sich die Darstellung gelegentlich in den Spiegelfechtereien der Debatte. Auf Seite 63 interpretiert die Autorin die Bestimmung von *gender* nach Joan W. Scott als einen „weitgehenden Verzicht auf die Analyse menschlicher Handlungen und Beziehungen“, die hinter der Sprache und „diskursiven (Wandlungs-)Prozessen“ zum Verschwinden gebracht würden. Einige Seiten später wird eine ganz ähnlich gelagerte Konzeption der Konstituierung von handelnden Subjekten durch Sprache als Beleg für das neu erwachte Bedürfnis aufgeführt, den Menschen als Akteur nicht aus dem Blick zu verlieren (68). An dieser letzteren Stelle wird denn auch das konzeptuelle Bindeglied benannt, das von der eingespielten Negativ-Rezeption gerne übersehen wird: nämlich dass Sprache Wirklichkeiten schafft, indem sie via interpretative Leistungen der Individuen Handlungen und Beziehungsformen orientiert, Widerfahrenes zu Erfahrung gerinnen lässt und Subjektivität stiftet.

Der Schlussfolgerung von Claudia Opitz, es handle sich bei dieser Debatte um einen „Streit um falsche Alternativen“, dem es die „gleichzeitige Beachtung von (sozialen oder diskursiven) Strukturen und Subjektivitäten“ (122) entgegenzuhalten gelte, ist unbedingt zuzustimmen und außerdem beizufügen, dass darüber hinaus eine Klärung der *Zusammenhänge* dieser Dimensionen dringlich ist. Dieses Defizit aber ist symptomatisch für die theoretische Situation der Geschlechtergeschichte, zeugt doch die mit Missverständnissen gespickte Debatte von den notorisch vernachlässigten sozialtheoretischen Ausbuchstabierungen kulturwissenschaftlicher und poststrukturalistischer Postulate, die diskursanalytische Ansätze mit Handlungstheorien vermitteln könnten. Wurden die Impulse der poststrukturalistischen Theorie von den einen exklusiv

umarmt, so von den andern kurzerhand abgewehrt – in beiden Fällen blieb zwischen Nähe und Distanz wenig Raum für eine sozialtheoretisch gesättigte Vermittlung post-strukturalistischer Theorie mit historiographischen Heuristiken.

Wer schon weiß, wohin der eigene theoretische Geschmack neigt und/oder wer sich für den österreichischen Raum interessiert, wird sich bei der Lektüre von Andrea Griesebner aufgehoben fühlen. Wer die Geschlechtergeschichte in ihrer Breite kennen will, ist mit Claudia Opitz bestens bedient. Keine Einführung aber sollte das Lesen der klassischen Texte ersetzen. Macht die theoretisch ‚parteiliche‘ Darstellung Griesebners Lust auf die Lektüre solcher Texte, so findet die Leserin ein ausgesprochen verlässliches Verzeichnis bei Opitz, das auch den mit dem Feld bereits Vertrauten ein feines Nachschlagewerk ist. Beide Einführungen weisen insofern über sich hinaus, als dass sie ihre traditionsbildende Funktion offensiv und reflektiert wahrnehmen. Damit sind sie nicht nur anregende Beiträge zur Debatte, sondern nehmen auch untereinander eine durchaus kontroverse Diskussion auf – und sind damit selbst Dokumente des von Claudia Opitz beschriebenen Widerstands, den die Geschlechtergeschichte qua ihres kritischen Impulses und ihrer Heterogenität kanonisierenden Bestrebungen entgegensetzt. So verbirgt sich in Claudia Opitz‘ chronologischer Darstellung der Genese der Geschlechtergeschichte das Narrativ einer Geschlechtergeschichte, die sich über Professionalisierungsbemühungen aus der Bindung an politische Bezüge herausgelöst hat, um in der Gegenwart bei primär epistemologischen Debatten anzukommen. Dieser Erzählung hält Andrea Griesebner mit ihrem Beharren auf der „feministischen Geschichtswissenschaft“ eine kontinuierliche Politisiertheit des Feldes entgegen. So gut begründet letzterer Positionsbezug ist, so plausibel ist ersteres Narrativ. Für eine weitere Auseinandersetzung lohnt es, an beide Erzählungen kritisch anzuknüpfen und vor allem auch, aus dieser Konstellation Fragen zu gewinnen: Was sagt die Gleichzeitigkeit dieser Narrative über das Feld der geschlechtergeschichtlichen Forschung aus?

Caroline Arni, Bern

Orientierungshilfe, Leitfaden, Tor zur Beschäftigung mit neuen Wissenschaftsfeldern?

Mit den Publikationen der beiden Frühneuzeithistorikerinnen Claudia Opitz und Andrea Griesebner sind im Jahr 2005 zwei Einführungen in die Frauen- und Geschlechtergeschichte beziehungsweise in die feministische Geschichtswissenschaft erschienen, die sich inhaltlich, vor allem aber in ihrer Darstellung enorm voneinander unterscheiden. Beide widmen sich der großen Herausforderung, sowohl die Formierungsprozesse der historischen Geschlechterforschung als auch die beinahe unüberschaubare Vielfalt der Methoden- und Theoriediskussionen aufzubereiten. Adressaten und Adressatinnen sind – wie bei Einführungen üblich – Studierende, die mit Hilfe dieser Werke ihre ersten

119